Morgen-Ausgabe. Nr. 539. Neue Nr. 539. Morgen-Ausgabe.
Berlin, Donnerstag, den 17. November 1892.
Dies Blatt erscheint zweimal täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage. — Vierteljährlicher Abonnements-Preis: Für Berlin: 7 Mark 50 Pfennig, mit Botenlohn 8 Mark 50 Pfennig. — Für das deutsche Reich und für ganz Oesterreich: 9 Mark. — Die einzelne № wird mit 10 Pfennig berechnet.
Alle Postanstalten nehmen Bestellung auf dieses Blatt an, für Berlin die Expedition der Neuen Preußischen Zeitung: W. Königgrätzer-Straße № 15, und die bekannten Spediteure. Insertions-Gebühr für den Raum einer sechsgespaltenen Petitzeile 40 Pfennig.

Preußische Zeitung.

Vorwärts mit Gott für König und Vaterland

Telegraphische Korrespondenzen.

(Siehe auch dritte Seite.)

Berlin, 16. November. (W. T. B.) Die Post von dem am 11. Oktober aus Shanghai abgegangenen Reichs-Postdampfer „Neckar" ist in Brindisi eingetroffen und gelangt für Berlin voraussichtlich am 18. d. M. Vormittags zur Ausgabe.

Dresden, 16. November. (W. T. B.) In einer Erklärung des amtlichen „Dresdner Journals" werden die Blättermeldungen, daß in Sachsen der zu erwartenden Militärvorlage von maßgebender Stelle keinerlei Sympathieen entgegengebracht würden, als jeder Begründung entbehrend bezeichnet.

Leipzig, 16. November. (W. T. B.) Die hiesige Handelskammer hat nach längerer Berathung den Beschluß gefaßt, dem in Bezug auf die Leipziger Kanalfrage eingeforderten Gutachten der Berliner Ingenieure Havestadt und Contag, unter Fallenlassen der früheren Projekte Leipzig-Wallwitzhafen und Leipzig-Alten beizutreten und somit für Herstellung eines schiffbaren Kanals von der Unterelbe über die Saale nach der Oberelbe-Barby-Halle a. S.-Creypau-Leipzig-Eilenburg-Torgau sich zu erklären und zwar unter der unbedingten Voraussetzung, daß die K. preußische Staatsregierung und die K. sächsische Staatsregierung dem Unternehmen ihre Unterstützung widmen werden und die Leistungsfähigkeit der Saale in Bezug auf Schiffbarkeit, von ihrer Einmündung in die Elbe bei Barby bis Creypau auf dasselbe Niveau, wie dasjenige der Elbe, gebracht wird. Die gesammten Herstellungskosten, in welche die Kapital-Unterhaltungskosten einbegriffen sind, beziffert man in Betreff der Kanalstrecke Barby-Halle-Creypau-Leipzig auf 20 900 000 M. und in Betreff der Strecke Leipzig-Eilenburg-Torgau auf 32 250 000 M. Nachgewiesen ist für beide Strecken die technische Ausführbarkeit ohne Ueberwindung großer Schwierigkeiten. Die Bauzeit für jede der beiden Kanalstrecken ist auf je 5 Jahre berechnet. Die Handelskammer beschloß einstimmig, das Gutachten der Herren Havestadt und Contag der K. sächsischen Staatsregierung zu überreichen mit der Bitte, die Sache nunmehr kräftig fördern zu wollen; damit ist die Leipziger Kanalfrage in ein neues und vielleicht entscheidendes Stadium eingetreten.

* **Wien**, 16. November. (Privat-Telegramm.) Nach einer Meldung der „Pol. Korr." aus Konstantinopel ist in letzter Zeit seitens Rußlands kein formeller Schritt in der Dardanellen-Frage erfolgt.

Wien, 16. November. (W. T. B.) Abgeordnetenhaus. In seiner Beantwortung der Interpellation des Abgeordneten v. Plener, betreffend die durch das Prager Schwurgericht erfolgte Freisprechung des Tischlergehülfen Bejak erklärte der Justizminister, dieser zweifellos bedauerliche einzelne Fall gebe noch keinen Anlaß zu Ausnahme-Verfügungen. Diese würden in Erwägung gezogen werden, wenn Fälle vorkommen sollten, welche die Besorgniß einer augenscheinlich nicht objektiven Rechtsprechung der Gerichts-Behörden wachzurufen geeignet wären. — Hierauf wurde der Antrag des Abgeordneten Lueger, das Haus möge über die Antwort des Unterrichts-Ministers Dr. v. Gautsch auf die Interpellation des Grafen Hohenwart, betreffend das Schulgebet, bez. das Kreuzzeichen der katholischen Schulkinder, in eine Debatte eintreten, mit 105 gegen 47 Stimmen abgelehnt. Alsdann wurde die Generaldebatte über das Budget für 1893—94 eröffnet.

Paris, 16. November. (W. T. B.) Mehrere Gruppen der Deputirtenkammer traten vor Beginn der heutigen Sitzung zu Fraktions-Berathungen zusammen, nur die royalistische Rechte und die liberale Union faßten den bestimmten Beschluß, gegen den Preßgesetzentwurf zu stimmen.

Paris, 16 November. (W. T. B.) Deputirtenkammer. Berathung des Gesetzentwurfs über die Presse. Die Gallerieen sind überfüllt. Lagnerre (radikal) bekämpft den Gesetzentwurf als unnütz und gefährlich. (Beifall auf der äußersten Linken.) Der Berichterstatter Lasserre weist auf die Nothwendigkeit hin, die in dem gegenwärtigen Preßgesetze vorhandenen Lücken auszufüllen. (Vereinzelter Beifall im Zentrum.) De Mun (Rechte) führt aus, daß die gegenwärtige Lage das Resultat der antireligiösen Erziehung sei, welche der Bevölkerung gegeben werde. (Beifall auf der Rechten, Widerspruch auf der Linken.) Konseils-Präsident Loubet bestreitet de Mun gegenüber, daß die Regierung den offiziellen Atheismus predige und das religiöse Gefühl zu zerstören suche; die Republik unterdrücke die Religion nicht, sie respektire die Glaubensfreiheit. Nach einer Erwiderung Dewitte Mailleferts, welcher die Deputirten der Rechten in heftiger und verletzlicher Weise angriff und sich dadurch einen Ordnungsruf zuzog, nahm Deschanel (Republikaner) das Wort, um nachzuweisen, daß das Gesetz nothwendig sei. Die Sitzung wurde hierauf unterbrochen.

Paris, 16. November. (W. T. B.) Deputirtenkammer. Nach Wiederaufnahme der Sitzung bekämpfte Robert Mitchell (Bonapartist) den Gesetzentwurf, welcher ein Attentat der Anarchisten in keiner Weise verhindern würde. Clausel de Coussergues sprach für den Gesetzentwurf. Die Fortsetzung der Berathung wurde sodann auf morgen vertagt.

Paris, 16. November. (W. T. B.) Im Monat Oktober betrug die Einfuhr Frankreichs 378 Millionen Frcs. gegen 428 Millionen Frcs. im Vorjahre, die Ausfuhr 304 Millionen Frcs. gegen 321 Millionen Frcs. im Vorjahre. — Die gerichtliche Verhandlung gegen den Präsidenten der ehemaligen „Société des Dépôts et des Comptes Courants" sowie gegen die Verwaltungsräthe Gautier und Beissen, die auf heute vor dem Zuchtpolizeigericht anberaumt war, ist auf den Antrag des Staatsanwalts bis zum 16. Januar n. J. vertagt worden.

Paris, 16. November. (W. T. B.) Die Budget-Kommission der Kammer berieth heute Vormittag den Gesetzentwurf, betreffend die Reform der Getränkesteuer. Der General-Berichterstatter für das Budget, Poincaré, erklärte, daß er das von Turrel eingebrachte Amendement bekämpfen müsse und daher seine Demission als General-Berichterstatter anbiete. Die Kommission lehnte die Annahme der Demission einstimmig ab.

Paris, 16. November. (W. T. B.) Nach einer Meldung aus Tanger hat der französische Gesandte d'Aubigny von dem Sultan die Konzession für Straßen- und Wasserleitungsbauten, sowie für die Errichtung von Schlachthäusern in Tanger erhalten.

London, 16 November. (W. T. B.) Der Polizeigerichtshof von Bow Street, welchem der Anarchist François heute wieder vorgeführt wurde, hat nach längerem Verhör das Auslieferungsgesuch der französischen Regierung genehmigt. François hat gegen diesen Beschluß Berufung eingelegt.

* **Rom**, 16. November. (Privat-Telegramm.) Die Meldung des „Secolo", daß bei der Anwesenheit des Thronfolgers von Rußland in Wien eine Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Franz Josef und dem Zaren verabredet worden sei, gilt als grundlos.

Madrid, 16. November. (W. T. B.) Dem Erbprinzen von Portugal ist der Orden vom Goldnen Vließ verliehen worden.

Brüssel, 16. November. (W. T. B.) Der König empfing heute die Deputation des Senats, welche die Antwortadresse auf die Thronrede überreichte, und äußerte dabei: „Die Sorge für die Größe und die Wohlfahrt des Vaterlandes haben Sie stets bei Ihren Arbeiten geleitet. Das Land kennt Ihre auf dieses Ziel gerichteten Bemühungen. Ich danke dem Senat für die von demselben gehegten loyalen Gefühle und für die Unterstützung, welche er der Regierung zu Theil werden läßt."

New-York, 16. November. (W. T. B.) Der Einwanderungskommissar hat gestern angeordnet, keinen Einwanderer durchzulassen, welcher nicht mit einer Eisenbahnfahrkarte, einem Gepäckscheine und 10 Dollars Geld versehen ist. Infolge dessen wurden gestern 200 Einwanderer nach der Kontrolstation auf Ellis Island gebracht. Die Einwanderer sowie die Vertreter der Eisenbahn- und der Dampfschiffahrts-Gesellschaften protestirten energisch, jedoch vergeblich dagegen. Die Gesellschaften drohen die Angelegenheit vor Gericht zu bringen. Das Schatzamt bereitet ein Zirkular vor, worin bestimmt wird, daß die auf 20 Tage festgesetzte Quarantäne für Einwanderer künftighin nur auf die Zwischendeck-Passagiere anzuwenden sei.

Vom „Element der Dekomposition".

Wie sich das „Berl. Tgbl." telegraphisch aus Wien melden läßt, hat der Deutsche (österreichische) Schulverein einen Fehlbetrag von 76 000 Fl. zu beklagen, was einem Einnahmerückgang in derselben Höhe gleichkommen dürfte, ja vielleicht noch mehr bedeutet, da der Verein außer seinen Mitgliederbeiträgen auch über andere Hülfsquellen noch verfügt. Die letzte Abrechnung ließ, wenn wir uns recht erinnern, einen Ausfall von etwa 30 000 Fl. erkennen. Das Tempo, mit dem es mit dem Schulverein rückwärts geht, ist aber erheblich rascher geworden. Unter diesen Umständen wird der Hülferuf, mit dem sich die Leitung an das deutsche Publikum Cisleithaniens wendet, kaum viel helfen.

Das „Berl. Tgbl." nennt dies für die Lage des dortigen Deutschthums bezeichnend. Das ist es auch, nur nicht im Sinne dieses Blattes, das sich die Miene giebt, die Schulvereins-Organisation in Oesterreich für eine ehrliche Waffe im nationalen Kampfe anzusehen, während jeder einigermaßen Unterrichtete doch weiß, daß wir dort lediglich ein Werkzeug des Judenliberalismus vor uns haben, das als solches mit diesem steht und fällt. Lange genug hat es gedauert, bis dies den Deutsch-Oesterreichern, und namentlich den Deutsch-Böhmen als den Nächstbetheiligten klar geworden ist. Seit sie es aber einzusehen beginnen, ist kein Halten mehr; die Ortsgruppen schmelzen zusammen oder lösen sich gar auf, und mit ihnen gehen aber auch die Einnahmen der Wiener Hauptleitung so stark zurück, daß sie jetzt nur noch etwa ⅓ der etwa 300 000 Fl. betragen, über die der Verein auf seinem Höhepunkte, im Jahre 1887, verfügen konnte.

Daran soll nun alles Mögliche schuld sein, die Ausgleichsverhandlungen, die Secession der Deutsch-Nationalen und dergleichen mehr, während es sich, wie nicht oft genug betont werden kann, kurz und gut darum handelt, daß die Gefolgschaft der Liberalen sich nicht länger vom Prager Kasino an der Nase herumführen lassen will, das zwar das „deutsche" heißt, in Wahrheit aber überwiegend aus Juden zusammengesetzt ist.

Wenn die Leitung des Schulvereins dessen Zusammenhang mit dem Judenliberalismus leugnen sollte — wenn sie aber nicht den Muth finden wird —, brauchte nur darauf hingewiesen zu werden, daß Dr. Weitlof, der Obmann des Vereins, zugleich im Vorstande der „vereinigten Linken" sitzt.

Auch in anderen deutsch-nationalen Vereinigungen Cisleithaniens hat sich das Judenthum, das sich an deren Begründung wenig betheiligt, bereits maßgebenden Einfluß verschafft, wie z. B. in dem über 20 000 Mitglieder zählenden „Deutschen Böhmerwald-Bund", und wir bezweifeln nicht, daß die Wirkung die gleiche sein wird, d. h. daß der Rückgang auch dort in dem Augenblicke beginnen wird, wo die Thatsache der Verjudung offenkundig wird und nicht mehr verschleiert werden kann.

Im Allgemeinen Deutschen Schulverein in Deutschland spielt der Gegensatz zwischen „jüdisch und deutsch" nicht die gleiche Rolle, weil die Vereinsorganisation bei uns, wo es an nationalen Kampfobjekten fehlt, nicht der Politik dienstbar gemacht werden kann. Bei alledem wird der lähmende Einfluß des jüdischen Geistes auch hier fühlbar genug; wenn nicht als damnum emergens, so doch als lucrum cessans, d. h. die neutrale Haltung, welche der Verein, wie übrigens andere verwandter Richtung auch, in der Judenfrage einnimmt, hält weite Kreise, vor allem aber die große Mehrzahl der gebildeten Jugend, vom Eintritt ab, während andererseits z. B. das in der „Freien wissenschaftlichen Vereinigung" der Hochschule Berlin stark vertretene Semitenthum eine eigene „akademische Ortsgruppe" bildet. Das prägt der Sache, was man auch sagen möge, in gewissem Sinne den Stempel auf, weil nichts gewisser ist, als daß das jüdische Element sich an Unternehmungen nicht betheiligen würde, die es für rückhaltlos deutsch und national ansehen müßte. An dem guten Willen und ehrlichen Streben, das an Bestrebungen dieser Vereine gewendet wird, darf man darum nicht zweifeln. Daß ihre Einsicht und noch mehr ihre Entschlossenheit aber nicht auf der Höhe stehen, wo sich das Herz befindet, ist gewiß. Die ängstliche Beflissenheit, mit der ein sehr bekannter Professor erst ganz kürzlich eine ihm irrthümlicher Weise in den Mund gelegte Aeußerung gegen das Judenthum öffentlich für erfunden erklärt hat, „läßt da tief blicken." „Wenn das am grünen Holz geschieht — der erwähnte Professor gehört zu den begeistertsten Vorkämpfern des „nationalen Gedankens" —, was soll am dürren werden, bei der Masse, die gedankenlos den Führern folgt? Diese Führer wissen doch wohl auch, daß das Judenthum auch ihren Bestrebungen gegenüber das „Element der Dekomposition" bildet, d. h. unausgesetzlich darauf bedacht ist, den weltbürgerlich-internationalen Zug im deutschen Volke zu pflegen. Das hindert sie aber nicht, die Erhaltung „guter Beziehungen" zu diesem Element als das Wesentlichste anzusehen und zu behandeln, weshalb es denn kein Wunder ist, daß sie über dürftige Erfolge nicht hinausgelangen.

Man braucht aber nur andere Gebiete zu betreten, sich u. a. auch das geschäftliche und wirthschaftliche Leben näher anzusehen, und man wird dasselbe finden. Wir wollen hier an so manchen oft erörterten Gesichtspunkten vorübergehen und beispielsweise nur an die Weltausstellungsfrage erinnern, die Berlin vornehmlich im verflossenen Frühjahre stark bewegte. Was ist es denn, was die Sache, über die sich sonst wohl hätte reden lassen, zum Scheitern gebracht hat? In letzter Hand doch die Besorgniß vor der unbezähmbaren Ausbeutungslust des jüdischen Kapitalismus, für das auch dies nichts anderes war, als ein „Geschäftchen" mehr.

Alle jene Kunst der „Mache" hat das tiefgewurzelte Mißtrauen nicht zu überwinden vermocht. Nachdem es sich eine Zeit lang in Schweigen gehüllt, ist es, wie man zu sagen pflegt, wohl oder übel „vom Pferde auf den Esel gestiegen" und versucht es nun, dem Publikum wenigstens den Gedanken einer Berliner Ausstellung mundgerecht zu machen. Aber auch damit hat es, wie es scheint, kein Glück. Nicht einmal die „freisinnigen" Blätter stimmen bis jetzt von Herzen zu. Möglich bei alledem, daß es zu einer solchen Ausstellung kommt; aber sie wird in keinem Falle eine „großen Schlages" sein. Wie könnte sie es auch, wenn rings herum Weltausstellungen vorbereitet werden, nicht nur drüben in den Vereinigten Staaten, sondern auch im kleinen Belgien sogar? Der Abstand ist denn doch zu groß und für das deutsche Volk kein Grund zum Stolz. Die „Macher" haben dafür freilich keinen Sinn; sie nehmen, „was sie kriegen" können und thun, als ob es was Großes wäre. Allein man glaubt ihnen nicht mehr, wie man es sonst wohl that. Auch die glauben ihnen nicht, die sich öffentlich noch die Miene geben, als wären sie „entzückt". Wir könnten da recht interessante Einzelheiten bringen. Das Judenthum ist von unterdrückter Wuth umgeben; wohin es blicken möge, heimliche oder halb offene Gegner sitzen überall. Was lehren denn gewisse Vorgänge auf dem Rathhause zu Berlin, wenn nicht, daß die Neigung zur Meuterei nur mühsam noch zu unterdrücken ist?

Bis jetzt freilich sind sie unterdrückt worden, und in diesem Sinne ist Stöcker durchaus im Recht, wenn er fragt: „Warum sind die Deutschen solche einfältige Diener, solche feige Subjekte, daß sie sich von den Juden gegen ihr eigenes Vaterland mißbrauchen lassen! Wohl ist der Verführer schlimmer als der Verführte; aber die Uebermacht des Judenthums liegt zuletzt doch nur in dem Mangel des nationalen christlichen Sinnes in unserem eigenen Volke." .....

„So urtheilt Herr Stöcker über das deutsche Volk"! — ruft das „Berl. Tagbl." in „edlem Zorn". Nein, nicht über das deutsche Volk als Ganzes urtheilt Stöcker so, sondern nur über den Theil desselben, der sich vor den Juden beugt und darin hat er, nochmal sei es gesagt, vollkommen Recht.

Hof- und Personal-Nachrichten.

— Der Bischof von Straßburg, Dr. Fritzen, begab sich (wie die „Germ." mittheilt) am Montag von Berlin zum Besuche am Königlich sächsischen Hof nach Dresden, wo der Bischof Gast des Prinzen Georg ist. Herr Fritzen war bekanntlich früher Erzieher der Kinder des Prinzen Georg von Sachsen.

— Der Regierungsrath v. Kameke, bisher Mitglied der Königlichen Direktion für die Verwaltung der direkten Steuern in Berlin und Stellvertreter des Vorsitzenden der Veranlagungskommission hierselbst, ist unter gleichzeitiger Versetzung an die Königliche Regierung zu Potsdam zum Vorsitzenden der Veranlagungskommission für den Kreis Niederbarnim ernannt worden.

— Zur Feier des Thanksgivingday findet am nächsten Donnerstag, den 24. d. M., großer Empfang aller hier anwesenden Amerikaner bei dem Gesandten William Walter Phelps statt.

— Der „Reichs- und Staats-Anz." schreibt: Die gestrige Mittheilung des „W. T. B." aus Stettin, wonach der Geheime Admiralitäts-Rath Dietrich bei dem Stapellauf des Avisos „Komet" den Taufakt vollzogen habe, war (wie an anderer Stelle schon mitgetheilt) insofern eine irrthümliche, als auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Kaisers der Ober-Werft-Direktor der Kaiserlichen Werft zu Kiel, Kontre-Admiral v. Diederichs den Taufakt vorgenommen hat.

— Der neuernannte Regierungs-Assessor Graf v. Bylandt Baron zu Rheydt ist der Königlichen Regierung zu Kassel, und der neuernannte Regierungs-Assessor Dr. Curtius der Königlichen Direktion für die Verwaltung der direkten Steuern zu Berlin zur dienstlichen Verwendung überwiesen worden.

— Der neuernannte Regierungs-Assessor Dr. Regenborn aus Minden ist bis auf weiteres dem Landrath des Kreises Fulda zur Hülfeleistung zugetheilt worden.

Aus Frankreich.

* **Berlin**, 16. November. Wie uns aus Paris berichtet wird, bezeichnet man in dortigen Kreisen die Lesart als zutreffend, daß die Ausstreuung über den angeblichen Abschluß des russisch-französischen Allianzvertrages darauf zurückzuführen sei, daß ein Vertrag wegen der französischen Gewehrlieferungen für Rußland zum Abschluß gekommen sei. Wenn dies der Fall ist, so würde es sich auch erklären, daß der Name des Großfürsten Wladimir mit dem angeblichen politischen Vertragsabschlusse in Verbindung gebracht worden ist, da der Großfürst bekanntlich gegenwärtig in Paris weilt und Jagdgast des Präsidenten Carnot ist, es daher möglich ist, daß er in seiner militärischen Eigenschaft auf den Abschluß eines Vertrages, betreffend die Gewehrlieferungen Einfluß genommen habe.

K **Paris**, 14. November. „Es giebt große parlamentarische Wochen", schreibt Arène im „Matin", wie es große Montage giebt; die, in welche wir heute eintreten, ist eine solche, und wenn es der Regierung gelingt, daraus siegreich hervorzugehen, so besitzt sie eine zähe Lebenskraft". In meinem gestrigen Briefe habe ich schon dargelegt, um was es sich handelt. Nicht alle Leitartikelschreiber nehmen die Sache so leicht, wie der vorerwähnte Deputirte von Korsika. Andere sehen in dem Bemühen, der Presse einen Maulkorb vorzubinden, um die Dynamithelden, welche sie angeblich nicht lesen sollen, an der Ausübung ihrer Verbrechen zu hindern, ein sicheres Anzeichen äußerster Schwäche, die bald zur Auflösung führen muß. „Mittwoch wird die Regierung", schreibt der „Soleil", „vermuthlich die Unterstützung der Konservativen, der Männer der Ordnung, beanspruchen, um die moralische Unordnung zu unterdrücken. Nun denn, geben Sie ihr diese Waffen, und Sie werden beobachten können, ob sie dieselben im nächsten Jahre, während der Wahlperiode, gegen die Revolutionäre in Anwendung bringen wird." Es erscheint zweifellos, daß die Konservativen oder doch wenigstens ihr größter Theil gegen den Regierungsantrag stimmen werden. Daß das Gefolge Clemenceaus diesem nicht hold ist, versteht sich von selbst, und nur die Frage bleibt offen, ob die Opportunisten, um diesen schon etwas veralteten Namen noch zu gebrauchen, zusammenhalten werden.

Der Besuch des russischen Thronfolgers in Wien wird hier vielfach in einem den Franzosen nicht eben unliebsamen Sinne ausgelegt. Oesterreich, ebenso wie Italien, der militärischen Lasten überdrüssig, die ihm der Dreibund auferlege, wolle sich Rußland nähern, und gerade deshalb lege Kaiser Wilhelm besonderen Werth auf die Vermehrung seines Heeres, so schreibt und sagt man vielfach. Freilich steht das in vollem Widerspruche mit folgender „Temps"-Depesche aus Wien. „Die Wiener Presse spricht sich wohlwollend über diesen Besuch aus, aber sie hebt hervor, daß die guten Beziehungen, die sich zwischen dem russischen und österreichischen Hofe anbahnen, den geschicht-

Feuilleton.

Der Spinnerlehrling.

Von William Westall. (Nachdruck verboten.)

Verdeutscht von Axel Albrecht.

Mit Genehmigung des Verfassers.

(Fortsetzung.) 41

„Ja, ich habe Ihnen zu danken, Fräulein Ruberry. Ihr Vater und Onkel haben mich in eine bessere Position gebracht, aber es war weder ihr Wille noch mein Verdienst, welches sie dazu bestimmte. Sie thaten es nur, um Ihnen einen Gefallen zu erweisen."

„Um mir einen Gefallen zu erweisen?!"

„Allerdings; es sind dies die eigenen Worte Ihres Onkels, und er sagte mir ausdrücklich, daß ich mich bei Ihnen zu bedanken hätte."

„Nun, ich glaube, ich habe einmal mit ihm darüber gesprochen, ob er Sie nicht in einer Ihren Fähigkeiten mehr entsprechenden Weise beschäftigen könnte, aber wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache so darstellen würde, so hätte ich lieber geschwiegen," sagte das junge Mädchen mit einem Lächeln, welches ihre eigenen Worte Lügen strafte, denn in Wahrheit war ihr Robins Dankbarkeit durchaus nicht unerwünscht. „Jedenfalls würde mein Onkel Sie nicht befördert haben, wenn er Sie nicht für tüchtig gehalten hätte, und ich kann Ihnen verrathen, daß er recht zufrieden mit Ihnen ist."

„Wirklich?"

„Erst gestern sagte er zu meinem Vater, daß Sie einen anerkennenswerthen Fleiß zeigten und ihm bald eine große Hülfe sein würden. Aus dem Munde meines Onkels ist dies schon ein sehr bedeutendes Lob."

„Das freut mich sehr, denn es ist immer angenehm zu hören, daß man Anerkennung findet, wenn man sich Mühe giebt. Aber trotzdem will ich keinem anderen dankbar sein als nur Ihnen."

„Sie überschätzen mein Verdienst," sagte Miriam mit leichtem Erröthen. „Aber lassen Sie uns die Bücher durchsehen. Was meinen Sie zu diesem?"

Sie betrachteten jetzt einige Bücher, aber keiner von beiden war recht bei der Sache. Er hätte ihr gern die bei seinem letzten Besuche unvollendet gelassene Geschichte seines bisherigen Lebens erzählt, aber er zögerte, davon anzufangen ohne danach gefragt zu werden, und sie brannte darauf, die Geschichte zu hören, aber auch sie zögerte, ihn danach zu fragen — theils aus Taktgefühl, theils aus einem anderen weniger definirbaren Gefühl.

Durch einen glücklichen Zufall wurden sie aus dieser beiderseitigen Verlegenheit befreit.

Während Robin verschiedene Bücher öffnete, fiel ihm eins in die Hände, welches den Titel trug: „Wo ist Dein Vater?"

„Ich wünschte, daß ich diese Frage beantworten könnte," sagte er, indem er Miriam das Buch zeigte.

„Ja. Sie wissen also immer noch nichts von Ihrem Vater — Ihren irdischen Vater, meine ich, denn dieses Buch handelt von unserem himmlischen Vater."

„Nein, ich weiß heute noch ebenso wenig als bisher. Sie sagten mir, daß Sie mir vielleicht behülflich sein könnten, meinen Vaternamen wiederzuerlangen . . ."

„Vielleicht würde ich dazu im Stande sein, wenn ich Ihre ganze Lebensgeschichte kennen würde. Aber wenn Sie sie mir lieber nicht erzählen wollen, so sagen Sie es ganz offen."

„Ja, ich will Ihnen meine Geschichte erzählen, Fräulein Ruberry; freilich, es ist eine traurige, schmerzensreiche Geschichte; wie Sie damals aber selbst sagten, wird es mein Herz erleichtern, sie Ihnen erzählen zu dürfen."

„Sie können nicht glauben, mit welcher Theilnahme ich Ihnen damals zugehört habe."

„Ja, Sie sollen alles hören. Es wäre undankbar, wenn ich vor einer so gütigen Freundin ein Geheimniß haben wollte."

Miriam erröthete leicht.

„Wir wollen uns setzen," sagte sie. „Mein Vater und mein Onkel sind in ihrem Zimmer, und wir brauchen nicht zu befürchten, unterbrochen zu werden. Wir können die Bücher nachher aussuchen."

Hierauf erzählte Robin die ganze lange Geschichte seines an Schmerzen und Enttäuschungen so reichen Lebens, und das junge Mädchen lauschte seinen Worten mit größtem Interesse und lebhaftester Theilnahme. Als er dann mit halbgebrochener Stimme die Gefangenschaft und den unter so tragischen Umständen erfolgten Tod seiner Mutter beschrieb und seine eigene schwere Krankheit erwähnte, da übermannte sie das Mitgefühl und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Ja, sie war dermaßen ergriffen, daß sie lange Zeit hindurch kein Wort hervorbringen konnte.

„Welche furchtbare, traurige Geschichte," sagte sie endlich mit schluchzender Stimme. „Welches namenlose Elend, welchen unsagbaren Schmerz haben Sie ertragen müssen! Ihre arme unglückselige Mutter! Ich würde nie geglaubt haben, daß die Menschen so ungerecht und grausam sein könnten, wenn ich nicht selbst wiederholt die Gefangenen in Newgate besucht und ihr Elend kennen gelernt hätte. Sie nannten mich vorhin Ihre Freundin; ja, ich will Ihre Freundin sein! Sehen Sie in mir eine Schwester, die Ihnen nach Kräften behülflich sein will, Ihren Vater wiederzufinden. Wir müssen ihn finden! Unser himmlischer Vater, der Sie so wunderbar behütet hat, wird uns dazu die Wege weisen."

„Sie wollen mir also erlauben, daß ich Sie Schwester — Miriam nennen darf, und Sie wollen mich Bruder Robin nennen?" rief der junge Mensch mit glückstrahlenden Augen aus.

„Ja", sagte Miriam etwas zögernd, denn sie hatte nicht erwartet, daß sie so schnell beim Worte genommen werden würde. „Ja, ich habe versprochen, daß ich Ihnen eine treue Schwester sein will und darum dürfen wir uns auch Bruder und Schwester nennen — aber nur wenn wir allein sind, denn mein Vater und Onkel könnten vielleicht diese ideale Wahlverwandtschaft nicht verstehen."

„Seien Sie unbesorgt; kein Mensch soll je ein Wort davon von mir erfahren. Bin ich nicht glücklich genug, von Ihnen in Gedanken als Bruder betrachtet zu werden und Sie als meine Schwester ansehen zu dürfen?!"

„Wir wollen jetzt die Bücher auswählen," sagte Miriam in einem kühl reservirten Tone und erhob sich, um an den Bücherschrank zu treten.

Robin vermochte sich diesen plötzlichen Stimmungswechsel nicht recht zu erklären; ehe er jedoch noch Zeit hatte, darüber nachzudenken, wurde die Thür in sehr unceremoniöser Weise geöffnet und Herr Ruberry trat in eine dichte Tabakswolke gehüllt in das Zimmer.

Sein leicht geröthetes Gesicht ließ darauf schließen, daß er einen guten Sonntagnachmittags-Trunk zu sich genommen hatte und er schien bei sehr aufgeräumter Stimmung zu sein.

„Was?" rief er lachend. „Seid Ihr immer noch bei Euren Büchern? Wer die Wahl hat die Qual!"

„Wir sind mit unserer Auswahl fertig," antwortete Miriam ruhig. — „Nehmen Sie einstweilen diese vier Bücher, Nelson, wenn Sie damit durch sind, können Sie sich andere holen. — Und jetzt will ich den Theetisch besorgen; Du bist gewiß schon hungrig, Vater?"

„Tüchtig! Aber nach dem Thee mußt Du uns wieder etwas vorspielen."

„Herzlich gern!"

Robin wollte sich empfehlen.

„Wollen Sie schon gehen, Nelson?" fragte Miriam. „Warten Sie doch noch einen Augenblick und trinken Sie eine Tasse Thee mit uns, — Du erlaubst es doch, Vater?"

„Ja, meinetwegen," lautete die nicht gerade sehr freundliche Antwort des alten Bob.

Miriam wiederholte ihre Einladung und Robin glaubte aus dem freundlichen Tone, in welchem dieselbe ausgesprochen wurde, schließen zu können, daß es ihr nicht unangenehm sein würde, wenn er noch länger bliebe. Darum nahm er die Einladung freundlich an und folgte Herrn Ruberry in das Wohnzimmer. Hier fanden sie den alten Bob, welcher behaglich rauchend auf einem Schaukelstuhl saß und in die Lektüre einer Zeitung vertieft war. Die Wochentage waren ihm zu kostbar für eine so triviale Beschäftigung und daher sammelte er die Zeitungen der ganzen Woche, um sie des Sonntags in aller Muße studiren zu können.

Robin war angenehm davon überrascht, daß er auch den sonst so gefürchteten alten Bob bei selten guter Laune antraf.

„Ah, da sind Sie ja auch, Nelson!" sagte er, indem er über seine Sonntags-Brille hinwegsah. „Was macht die Bureau-Kasse?"

„Ich glaube, daß sie ganz gut in Ordnung ist, Herr Ruberry."

„Ja," warf der ältere Bruder ein, „er hält sie gut in Ordnung und mehr als das — wir machen Ersparnisse! Ich habe ausgerechnet, daß wir jetzt durchschnittlich wöchentlich fünfzehn Schillinge weniger ausgeben als früher."

„Bravo! Wie lange verwaltet er jetzt die Kasse? Bald sechs Monate. Warte: zwanzigmal fünfzehn macht fünfzehn Pfund. Bravo! Das ist eine schöne Ersparniß. Recht so, Nelson, fahren Sie so fort. Seien Sie stets darauf bedacht, das Wohl Ihrer Brotherren zu fördern, denn damit fördern Sie Ihr eigenes Wohl. Ich freue mich, daß Sie uns einen so schönen Beweis Ihrer Ehrlichkeit gegeben haben, und das freut mich um so mehr, als ich es täglich schweigend mitansehen muß, wie ich von den anderen Arbeitern geschädigt und bestohlen werde."

„Bestohlen?" rief Robin in einem Tone, welcher deutlich erkennen ließ, wie empört er über diese ungerechtfertigte Beschuldigung war, die der alte Bob den schwer arbeitenden und schlecht bezahlten Arbeitern machte.

„Na, das ist nicht wörtlich gemeint, denn fortnehmen können sie mir nichts, dazu werden sie zu streng beaufsichtigt. Aber ich will damit sagen, daß sie mich durch ihre Faulheit schädigen. Wenn ein Arbeiter faulenzt, so ist das genau dasselbe, als wenn er mir baar Geld stiehlt!"

„Aber die meisten Leute arbeiten doch im Akkord, und es ist demnach ihr eigener Schade, wenn sie faul sind."

„Und ist es nicht auch unser Schade? Haben wir nicht laufende Ausgaben — Steuern, Zölle, Zinsen, Betriebskosten, Instandhaltung der Maschinen — welche unter allen Umständen ge-